

Die Spielgefährten.

Roman von V. Wiesen.

(7. Fortsetzung.)

Alice hat mir erzählt, welche Wünsche sie beiderseitig hegen, und was mich betrifft — aber bitte, nehmen Sie Platz, Herr von Waszgenzski; mein Mann wird sogleich hier sein, ich habe ihn benachrichtigen lassen. Wir waren, ich gestehe es offen, im ersten Augenblick außerordentlich überrascht, als wir von Ihrer Neigung zu Alice hörten. Das ist so schnell, so unermutelt gekommen...

Wie die Liebe gemeinhin über uns Menschen zu kommen pflegt, entgegnete Wasi mit einem Lächeln, für dessen feine Färbung der korrektesten Frau glücklicherweise das Verständnis fehlte.

Sie warf eben einen ergrünzten Blick auf Dittmer, der im abgenutzten, graulichen Wirtshausrock, mit zerknittertem Hemdtragen und bestäubtem Stiefeln ins Zimmer trat. Schredlich — der Mann hatte wahrhaftig nicht einmal daran gedacht, sich umzuziehen, ehe er den künftigen vornehmen Schwiegerohn besuchte.

Wasi erhob sich sofort, und ohne die wenig prägnante Toilette des Hausherrn anscheinend zu bemerken, ging er lebhaft auf ihn zu.

Ihre Frau Gemahlin, Herr Dittmer, hat mit mir eben den gewöhnlichen Vorwurf gemacht, daß ich zu plötzlich, zu ungehört mit meinen Herzenswünschen vor Sie hintrete. Ich begreife es nicht, und ich will Sie um die Hand Ihrer Tochter bitten.

Dittmer nickte nicht, wie er sich verhalten sollte.

„Ja, ja, die Lili hat's uns erzählt“, murmelte er, „aber sie ist doch noch sehr jung. Ich — ein schuldiger Sie schon, Herr von Waszgenzski, ich —“ er suchte nach passenden Worten, stotterte, sah ängstlich seine Frau an und ließ den Satz unvollendet.

„Gilt der Vorbehalt, mit dem Sie meine Werbung aufnehmen, meiner Person?“ fragte Wasi. „Ein Anflug von Hochmuth lag in dem Ton.“

„Wie können Sie so etwas denken,“ beiläufig Frau Marie zu vernehmen, und warf ihrem Mann einen gereizten Blick zu, „der ehrenvolle Antrag für unser Kind erfreut uns sehr.“

„Daß ich das Glück habe, Fräulein Alice's Neigung zu besitzen,“ unterbrach Wasi, „dürfte in erster Reihe zu meinen Gunsten sprechen. Im übrigen liegen meine Verhältnisse klar auf der Hand,“ wendete er sich von neuem an Dittmer, „Dobrowitz ist ein Gut, welches, wenn auch augenblicklich durch fremde, unangelegene Verwaltung etwas vernachlässigt, bei rationaler Bewirtschaftung unter meiner persönlichen Leitung binnen kurzem noch bedeutend im Werte steigen wird.“

„Das läßt sich denken,“ stimmte Frau Marie eifrig bei.

„Ich bin unabhängig; Namen und Stellung, die ich Ihrer Tochter biete.“

Am offenen Fenster tauchte eben ein heller Mädchenkopf auf. Schüchtern und neuartig zugleich spähten zwei ärtliche Blauaugen ins Zimmer hinein. Lich war die Zeit in ihrem Verfließ zu lang geworden. „Wo bin ich?“ — Mit tosendem Lachen wirft sie eine Hand voll rother Weinblätter nach Wasi.

„Aber Alice! — Nein, solch ein Unband!“ Diesmal war der mütterliche Verweis nicht ernst gemeint. Sie sah an den Gatten wendend: „Besprech später mit Herrn von Waszgenzski, was ihr für nöthig haltet, in Deinem Zimmer, Heinrich. Nehl, denke ich, wollen wir ihm nur sagen, daß er uns ein hochwillkommener Sohn ist.“

Sie streckte dem Hochwillkommenen mit lebenswürdiger Vertraulichkeit die Hand hin, und Wasi sah die hübschen Finger an seine Lippen. Die Rechte der Gräfin Wenat verbiente einige Rücksicht. Dann schüttelte er Dittmers Rechte herzlich und wieder-männlich.

„Tausend Dank, Sie machen mich unendlich glücklich.“ — Alice, mein geliebtes Mädchen —“

Er eilte hinaus, der redenden Stimme nach.

Die Eltern blieben allein im Zimmer. Frau Dittmer hob bedächtig die verstreuten Weinblätter auf. Sie war befriedigt wie noch nie im Leben.

„Endlich doch mal ein Glück! Nun, Heinrich, was sagst Du?“ Der hatte sein großes, blaugewürfeltes Taschentuch vorgezogen. Er nickte, ohne zu antworten. Die Augen standen ihm voll Wasser.

„Ju-wi = fallera, ju-wi = fallera!“ Klang es laut durch die Berge. Ein Trupp Touristen, junge Männer in leichten Röcken, das Kängel auf dem Rücken, den Stock in der Hand, marschirte durchs Bodetal. Studenten konnten es nicht sein, dazu machte die Mehrzahl einen zu reinen, fertigen Eindruck.

Die wunderbare Schönheit der Harzlandschaft in der satten Beleuchtung des Herbsttages mochte ihre Herzen geweiht haben, daß sie, der frischen, frohen Burschenzeit gedenkend, den alten Song anstimmten.

Neben den Wanderern als steter

Begleiter tauscht die Vöde in lustigen, traurigen Sprüngen über das Steingröll. Zur anderen Seite steigt die steile, vielzackige Felswand empor, deren tannengetränzte Gipfel die Abendsonne vergoldet.

„Donnerwetter, hier ist wirklich netter Zegend!“ sagte einer der jungen Leute, ein kleiner Blonder mit Doppelpinnansatz, den der Dialekt sofort als Berliner kennzeichnet. Er schiebt den Strohhut in den Nacken und bleibt pustend stehen. „Wir woll'n uns die Sache doch mal erst'n bisten ansehen; wozu immer gleich weiterjondeln?“

Wenn Lehmann es mit der Natur-schwärmerie triegt, ist er müde und will nicht mehr marschiren. Kennen wir längst!“ entgegnete ein anderer, dessen Pedale lebhaft an Siebenmei-lenstiefel erinnern.

„Wäre es überhaupt zu verwundern?“ verteidigte sich der Dicke. „Von Morgens früh um sechs is man uf de Beene. Erst die Kofstrappe rufgetrapp, dann acht Kilometer bis Treseburg.“

„Bier!“ verbesserten die anderen. „Egal, er war ne verdammte Ede; mir lef der Schweiß man so won's Gesicht. 'n Jammer um bet edle Raß!“

„Sei doch froh, sparst die Entsetzungs-kur.“

„Und der Durst!“ seufzte Lehmann. „Nächstens trinke ich aus Verzweiflung Bodewasser und rede mit ein, es sei 'n Weife.“

„Komm nur noch ein paar Schritte weiter,“ ermunterte ein dritter, in dessen männlich ausdrucksvolles Gesichtszug wir unsern alten Bekannten Fritz Brunk kaum wiedererkennen.

„Eine Schenke muß, dem Plan zufolge, hier ganz in der Nähe sein.“

„Fritze, Menschenkind, Du bist doch wirklich der einzige, der Gemüth hat! Na also, denn man zu, ehe meine Zunge verdorrt und ich verschmache.“

Nicht lange darauf war die lustige Gesellschaft am „Waldbater“ angelangt.

„Fünf Glas Bier vorläufig,“ rief der Durstige, „aber dalli, dalli! Wollen wir hier an diesen Tisch?“

„Ja wohl, ausgezeichnet.“

Man setzte sich, und das Verlangte wurde gebracht.

„Kinder, reisen ist wirklich 'ne schöne Sache,“ versicherte der kleine Berliner jetzt sehr befriedigt, trant sein Glas aus einen Zug aus und streckte die Beine begalich von sich.

Einer der jungen Leute zog sein Crayon vor und drückte den Kneifer auf die Nase. „Mir bringen Sie 'n Ansichtskarte, Kellner.“

„Schon wieder eine?“ hieß es. „Wahrhaftig, schon die sechste, die der Hegemann heute losläßt. Es kann gar nicht anders sein, entweder hat er eine Braut oder eine Erbtante.“

„Weber, noch,“ versicherte Hegemann. „Aber ich pflege alle Briefschulden des Jahres auf der Sommerreise, und dann in dieser angenehmen Weise zu erledigen. Ansichtskarten sind eine außerordentliche praktische und segensreiche Einrichtung.“

„Geld!“ stimmte Fritz Brunk lachend bei; hatte er doch selbst heute früh ein buntes Kärtchen an Vater und Mutter abgeschickt, damit sie wenigstens im Bilde die herrliche Gegend bewundern konnten, welche der Sohn — die Gerichtsferien benutzend — mit einigen Kollegen in froher Wanderlust durchstreifte. „Aber im allgemeinen ist mir ein richtiger Brief doch lieber, besonders von Menschen, die mir nahe stehen. Heute Abend im Zehale hoffe ich solche Epistel von Hause vorzufinden und freue mich schon jetzt darauf.“

„Prost, Fritze, ich komm' Dir eins!“ klappernd ließ der kleine Dide den Dedel auf das abermals geleerte Seidel fallen. „Bist wohl lange nicht mehr bei Mutter gewesen, wie?“

Fritz Brunk sann einen Moment nach. „Zwei Jahre werden es jetzt her sein. Aber diesen Spätherbst, sobald ich meinen Doktor gemacht habe, will ich ganz bestimmt mal wieder nach Hause.“

„Prost auf den Doktor! Kellner, noch 'n Schnitt.“ Der fidele Berliner ergriff, wie er selbst versicherte, gerne jede Gelegenheit, das Glas zu ergreifen.

Dann wurde noch viel hin und wider geredet, über Examenarbeiten, Fachinteressen und Ausstellungenaus-sichten. Die jungen Leute waren ohne Ausnahme Juristen; drei von ihnen ausübende Rechtsanwölter, der kleine Berliner bemühte sich um einen Posten bei der Bank, während Fritz Brunk die Richterlaufbahn einschlagen wollte.

Endlich rüstete man sich zum Aufbruch. Die Beche wurde bezaght, der Rudel über die Schulter gehängt. Der kleine Lehmann steckte in Ermangelung einer Reife ein Tannenzweig ins

Knopfloch; denn Eroberungen zu machen war er immer und überall bereit. Die berben Wanderstöcke klapperten wieder taktmäßig auf dem harten Erdboden, hin und wieder wurde einer zu übermüthiger Kraftprobe gegen die Felswand gestoßen, von der dann wohl ein wenig kleines Schieferstückchen abbröckelte und über den Weg rollte.

Der freundliche Gebirgsort Thale lag schon im Abend-schatten, als die Wandernden anlangten. In den kleinen, rothgedeckten Arbeiterhäusern, die zu beiden Seiten der schmalen Dorf-gasse sich bis dicht an die Fabriken hingehielten, bligte sehr vereinzelt ein Lichtschein hinter den niedrigen Fenstern. Die vom Tagewerk Ermüdeten hatten sich wohl schon zur Ruhe bezogen. Nur in den großen, nahe dem Bahnhof gelegenen Hotels saßen auf der hellerleuchteten, blumengeschmückten Veranda die Gäste noch beim Abendessen. Teller klapperten, Kellner liefen geschäftig ab und zu. Es war ein Bild fröhlichen, sorglosen Lebensgenusses.

Die jungen Fußwanderer suchten sich ein bescheidenes Quartier, und nachdem es gefunden, begab sich Fritz zur Post, um nach etwa fünf ihr angekommenen Briefen zu fragen.

Da war zuerst eine Karte der Tante. Unter die Gasflamme des Hausstufs tretend, las er: „Lieber Fritz! Ich wollte Dir bloß benachrichtigen, daß Du auf Deine Reise nicht zu knapp Leben sollst. Wenn mit Dein Ersparnisse Geld nicht satt wirst dann schreibe mich das und dann schick ich Dir mehr. Deine treue Tante Henriette Blau, Bädermeisterswitwe.“

Die gute, brave Frau, immer sorgte sie sich um sein materielles Wohl! Das andere Schreiben war von Hause. Fritz konnte das groß zusammengefaltete Papier mit dem schwarzbraunen, den Abdruck eines Fingerhutes zeigenden Siegel.

Der Abend war wunderbar. Fritz mochte noch nicht in das Zimmer gehen oder nach der Aneipe, wo die Kameraden jetzt wahrscheinlich schwabend beifammen saßen.

Draußen in den Anlagen war es noch ziemlich hell, er setzte sich auf eine Bank und zog den Brief aus der Tasche.

Tanninten. — Ein eigenthümlich weiches Gefühl beschlich den jungen Mann, sobald er der lange nicht gesehenen Heimath gedachte. Das kleine, weihgetünchte Kämmerchen — der schilfbemachte Dorfsteich — der verwilderte Ziergarten — wie oft kam ihm die Erinnerung daran und an kindliche, naive Spiele. Mitten in erster, angestrengter Berufstätigkeit, mitten beim höchstlichen Studiren umgautelsten Bilder aus der Kinderzeit wie ein lustiger Traum seine Sinne.

Aber was schrieb denn die Mutter? Er entfaltete den Brief.

„Mein lieber Fritz!“

Es hat Vater und mich sehr gefreut, aus Dein liebes Schreiben zu hören, daß es Dir gut geht. Und wir danken auch für die schönen Postkarten, die Du geschickt hast. Wir sind auch so weit ganz gesund, nur die Ernte nicht zum besten, weil kein Regen kam, erst bei der Kornausf, und konnte das Getreide nicht ordentlich ausreifen. Bloß unser biischen Heu für die Kuh kriegen wir trocken rein, und Vater meint, es ist reichlich, daß wir noch paar Zentner werden verkaufen können.

Von unsrer Herrschaft ist eine große Neuigkeit zu vermelden, nämlich die Alischen hat sich vorige Woche verlobt, mit dem Baron aus Dobrowitz. Ich hab ihn lehtsin gesehen, er ist ein hübscher Herr mit pechschwarzem Augen und solchen Schnurrbart. Unsere Gnädige thut nun noch mal so stolz wie vordem, kannst Dir wohl denken, und die Vöschgen geht immer mit ein Gesicht rum wie ehemals am Tag vor Weihnachten. Es kann sein, die Hochzeit ist noch dies Jahr.

Bloß unser alter guter Herr, da ist nicht mehr viel mit los. Er übernimmt sich zu doll bei der Arbeit, und nachher kann er nicht weiter, er sieht jämmerlich aus. — Und schreib auch lieber Fritz, ob Dir nöthig thut, zum Winter die Strümpf anzustreichen, jetzt nach Feiertagen hätte ich Zeit. Ich und Vater grüßen Dich diemals und verbleibe Deine treue Mutter.“

Fritz faltete das Briefblatt mechanisch zusammen. Er hatte nur zwei Worte verstanden, zwei Worte, die ihn durchzuden wie ein elektrischer Schlag. — Alice — verlobt. — Die kleine, wilde, blondköpfige Spielgefährtin, die unzertrennliche Genossin seiner Kindheit war Braut. Kam er diesmal nach Tanninten, fand er sie vielleicht gar nicht mehr dort. — Jetzt plötzlich wurde sich Fritz bewußt, warum das Andenken an die schlichte Heimath stets dieses zärtliche sehnliche Gefühl in seinem Herzen wachrief. An Lich hatte er gedacht. Ihr Bild hatte ihn immer und immer begleitet, hatte des Knaben Ehrgeiz gesponnt, des Jünglings Pfad behütet; heimlich, ihm selbst kaum bewußt, war es der Leitstern seines Lebens gewesen.

Vorbei der schöne, närrische Traum, der ihn bisweilen umfing — die blauen Augen lachten jetzt einem an-

dem, mit ihm ging sie durch die verwilderten Gartenwege, zeigte ihm klei-nlich im Scherz die verlassenen Stein-der-spielplätze. Der andere durfte den Arm um ihren Nacken legen, und ihr Gesicht strahlte glücklich dabei „wie am Tage vor Weihnachten“.

Fritz schloß die Augen, ein dumpfes Stöhnen rang sich aus seiner Brust.

Der letzte helle Schimmer war am Himmel erloschen, es wehte kühl durch das Laub der Bäume. Wie eine schwarze Mauer umschlossen die tannenbewachsenen Berge das Thal. Kein Stern war zu sehen, nur drüben, hoch oben auf dem Berentanzplatz, leuchtete ein einfaches Licht.

Fritz durchdrann ein Frösteln, aber er dachte nicht daran, heimzugehen. Für ihn war eben das Sonnenlicht erster hoffnungstropher Jugendträume erloschen, und er brauchte Zeit, sich an das Dunkel zu gewöhnen.

Zwei Jahre sind vergangen. Es ist Spätherbst, der Winter vor der Thür. Zwischen den schwarzen Aderfurchen auf den Feldern liegt der erste Schnee, und das Schmutzwasser, das während der langen Regenzeit kleine Pfützen auf dem Hof gebildet hat, zeigt eine dünne Eindruse.

In Tanninten stehen die Thorflügel der großen Scheune weit offen, die Drechsmaschine ist in vollem Gange. Auf der Diele saust und klappert das Hammerwerk. Draußen dreht sich die eiserne Kurbel, der Knecht sitzt auf hohem, dreibeinigem Schemel, die Pferde mit lautem Hü! und Peitschentallen unaufhörlich im Kreise herumtreibend. Ein eifriger Zugwind weht über die Tenne, die Luft ist von feinem Spreuflaub erfüllt. Frauen und Mäde, die beschäftigt sind, den nimmerlatten Maschinen der Maschine mit Getreidegarben zu stopfen, haben große Tücher um den Kopf gebunden. Gesicht und Augenbrauen sehen aus, als wären sie mit grauem Mehl besträubt.

In seinem abgenutzten Wirtshausrock, den blauen Wollschal um den Hals gewickelt, steht der alte Dittmer und überwacht die Arbeit. Sein spärlisches, graublondes Haar, das an den Schläfen unter der alten Schirmmühe hervorsticht, flattert in der Zugluft. Ab und zu ruft er den Leuten kurze Befehle zu, die er, bei dem Lärm, den die Maschine verursacht, oft zwei- bis dreimal wiederholen muß, ehe sie verstanden werden. Die Stimme des alten Mannes hat gegen früher sehr an Kraft verloren, auch seine Haltung ist nicht mehr so stramm, und auf dem Gesicht liegt ein müder, gequälter Ausdruck.

Jetzt wendet sich Dittmer an den Kämmerer, der zugleich Vorarbeiter ist:

„Was meint Ihr, Brunk, wieviel Scheffel dreschen wir?“

Der zuckt die Achseln. „Läßt sich schwer lagiren, gnäd'ger Herr. Schütten schüttet das Getreide ja nicht allzu schlecht, man bloß mit das Gewicht wird nicht viel los sein.“

„Das fürchte ich auch.“ Dittmer beugte sich herunter, greift eine Hand-voll Korn auf und pustet hinein. Rechts und links fliegen die leichten Körnchen auseinander. Seufzend wirft er den Rest zurück zu dem großen Haufen.

Nun wird nichts weiter gesprochen. Man hört nur das Klappern der Maschine, hin und her ein unterdrücktes Rächern der Mäde, die sich mit den Knechten neden.

Allmählich beginnt die Dämmung. Vom Giebel des Kuhstalls läutet die Glocke zum Feiertag. Sofort hört die Arbeit auf. Der Schartwerks-junge klettert von seinem hohen Sitz herunter und frängt die müden Pferde los. Sie finden den Weg zum Stall allein, er geht fleißig hinterher, Selen und Braden schleppen raselnd auf dem Boden. Die Männer klopfen sich den Staub aus Mützen und Jacken, die Frauen nehmen die Tücher vom Kopf, spucken in die Hand und streichen sich das Haar glatt. Lachend und singend gehen sie dann auf klappernden Holzgäntzen heimwärts. Brunk schließt die Scheune ab.

Auch Dittmer wendet sich nach Hause. Er muß sich fest auf seinen alten Hadenstod stützen; denn ihm ist heute ganz sonderbar zumuthe, er kann sich kaum auf den Füßen halten. Das macht gewiß das infame Wetter, der eifige Wind.

Einen Augenblick bleibt der alte Mann stehen, um Athem zu schöpfen. Seine Brust röchelt, und zwischen den Schulterblättern fühlt er heftige Stiche. Nun, in der warmen Stube wird das bald besser werden. Gewaltsam nimmt er sich zusammen und schleppt sich nach Hause.

Er ist heute allein, Frau Marie schon am Vormittag nach Dobrowitz gefahren, um Alice zu besuchen. Das geschieht häufig. In den weitläufigen Räumen des Dobrowitzer Schlosses ist es dem eifigen Fräulein von Dörnhausen heimischer als in der eigenen beschränkten Häuslichkeit. Auch die weltmännische Art ihres Schwieger-sohnes bezieht sie sehr sympathisch, sie nimmt stets seine Partei dem Gatten gegenüber, der bisweilen besorgt aufhebt, die Vösch läßt nicht mehr so lustig aus wie früher und wäre nach

ihrer Verheirathung viel stiller geworden.

Dittmer hat Mühe und Flausrod an den Kleiderriegel gehängt, den Stock in die gewohnte Ecke gestellt. Schmerzlich läßt er sich auf sein hartes Sofa gleiten. Die alten Knochen sind ihm heute wie zermürbt.

Er schickt das Mädchen, das die Abendmilksuppe hereinbringt, wieder fort, das Essen widersteht ihm. Nur müde ist er, todtmüde.

Wer doch einmal so recht ruhig schlafen könnte, ohne quälende Gedanken, ohne Sorgen. —

Er lehnt den kahlen Hinterkopf an die Holzante des Sofas und versucht über allerlei Wichtiges nachzudenken, die bis Neujahr in Aussicht stehenden Einnahmen zu berechnen, sie mit den Zinsen und unbeglichenen Rechnungen in Uebereinstimmung zu bringen. Aber die Ziffern verwickeln sich in seinem Kopfe; wie ein wirres, beängstigendes Chaos treiben sie durcheinander und lassen sich nicht festhalten.

Mechanisch horcht Dittmer auf das gleichmäßige Tiden der alten Wanduhr. Nun muß Marie bald nach Hause kommen. Er will sie erwarten, um zu hören, wie es Lich geht.

Draußen pfeift der Nachtwächter laut und schrill. Er pflegt Abends einmal die Rinde zu machen, dann sucht er sich gewöhnlich irgend eine geschulte Ede aus, in der er bis zum Morgen schläft.

Lange bleibt alles still auf dem Hof; dann bellt plötzlich Tyras laut und freudig, Räderrollen läßt sich hören, ein Wagen hält vor der Thür.

Dittmer erhebt sich mit Aufregung und geht seiner Frau entgegen.

„Guten Abend, Marienchen. Wie war's drüben? Was macht unser Kind?“

„Laß mich doch wenigstens erst ablegen,“ war die Antwort. „Hier, spann den Regenschirm im Flur aus zum Abtropfen. Es ist ein schauerhaftes Wetter, sprüht naß, und dabei eifiger Wind. Alice gab mir ihre Reisefedde mit, aber ich habe trotzdem kalte Füße bekommen.“

(Fortsetzung folgt.)

Tibetische Reisebilder.

Der Auster des Geheimnißvollen schwindet immer mehr von dem bisher so unzugänglichen Tibet, seitdem die englische Mission sich gewaltsam Eintritt in das Land verschafft hat. Die Berichte von Reisenden, die es durchquert haben, mehren sich. So finden sich interessante Bilder von Land und Leuten in einem soeben vom englischen Auswärtigen Amt veröffentlichten Bericht aus der Feder des Generalconsuls Alexander Hodge in Tsching-tu, der eine dreimonatliche Reise an der Ostgrenze von Tibet zurückgelegt hat.

Er benützte die große Straße, die Tsching-tu mit Lhasa verbindet. Dieser Weg dient auch den zahlreichen Pilgern, die zum Dalai Lama in der heiligen Stadt wandern. Manche dieser Pilger brauchen Jahre, um ihr Ziel zu erreichen, da sie gelobt haben, bei jedem Schritt eine große Anbeuge zu machen oder sich der Länge nach auf den Boden zu werfen. Die Landstraße zieht sich über zahlreiche Bergketten hin, über deren hohe Pässe die abergläubischen Wanderer nur mit Furcht und Grauen zu gehen wagen; bei jeder Kreuzung verriechen sie ein Gebet und legen einen Stein auf die den Göttern geweihten Steinhügel, die sich als die Opfergaben der Bielen, die schon vor ihnen des Weges gezogen kamen, hier erheben.

Dabei entwickelt sich auf dieser Straße ein harter Verkehr. Starren scheren mit Reissendeg, die trotz des Mitleids, begalich schlafen, auf anderen Fahrzeugen werden große Säde mit Reis oder schwarze Schweine befördert, und das Grunnen der zu zweien zusammengebundenen Schweine vereint sich mit dem Quietschen der Räder zu einer lieblichen Harmonie, auf Erben und Däsen werden Reiss-säde befördert, und dazwischen ziehen die Lastträger ihres Weges, die Salz, Bauholz oder Geflügel schleppen.

Eines Morgens traf Hodge einen Mann in mittleren Jahren, der ein ärmlich aussehendes Kind mit sich führte. Er kamme von Chishi und besuchte die heiligen Berge Chinas.

Hodge bewachte das Kind; aber der Mann versicherte, daß dieses sich bei dem Vagabundenleben sehr wohl fühle. Recht üble Erfahrungen machte der Engländer in den Wirtshäusern, in denen er einkehrte. Einmal erhielt er ein Schlafzimmer zugewiesen, in dem sich die Theile von zwei schönen Särgen befanden, die für den Wirt und seine Frau bestimmt waren.

Wiesack lehrte er jedoch bei Privat-leuten ein, so daß er Einblick in das Familienleben gewann. Die meisten reichen tibetischen Familien halten sich auf ihrem Besitzthum einen Lama oder Priester, der sie in ihren religiösen Pflichten vertritt. Er wohnt gewöhnlich in einem kleinen Zimmer auf dem flachen Hausdach, wo er abgesehen von aller Welt aus seinen heiligen Büchern sinnt und eine Trommel schlägt. Die Diener des Hauses sorgen für ihn und helfen ihm auch in der Erfüllung der religiösen Pflichten, beim Verbrennen von Weibrauch, das am frühen Morgen auf dem Giebel des Hauses voraenommen werden muß, und beim Wechseln des heiligen Wassers oder der Butter, die in Metallschalen vor den Götzenbildern in dem ihnen geweihten Raum enthalten

ist. Oft erhielt Hodge Geschenke; nur mußte er regelmäßig dafür bezahlen. So brachte ihm im Hause eines tibetischen Häuptlings die Hausfrau Thee, Milch und Eier als Geschenk; er nahm die Eier an und bezahlte mehr als das Doppelte ihres Werthes dafür; aber die Frau war augenscheinlich noch nicht zufrieden, und er mußte noch einmal so viel Geld hinzufügen. Nach solchen Erfahrungen beschloß er, Geschenke überhaupt nicht mehr anzunehmen. Die alte Hausfrau hatte sich bei dieser Gelegenheit wunderbar aufgepuht. Auf dem Scheitel trug sie eine Silberplatte, die so groß wie ein Brodteller war, und eine zweite am Hinterkopf. Dazu hatte sie lange silberne Ohrringe mit Korallen.

Als Hodge einmal eine Photographie von einem Mädchen in dem Schmutz ihrer großen silbernen Ohrringe und der Brocken aufnahmen wollte, konnte er es durch keine Summe dahinbringen, in den Apparat zu sehen. Die Schöne zog sich in den tiefsten Winkel ihres Hauses zurück und erdichtete nicht wieder auf der Bildfläche. Viele tibetischen Frauen tragen lange seidene oder Atlasgewänder mit gelblichen Schärpen und lange Stiefel mit rothen Sohlen. Manche tragen auch Schmuckstücke aus Gold und haben in ihrer reichen Gewandung ganz anmuthig aus, wie Hodge überhaupt den tibetischen Schilderungen, nach denen die Tibetierin als ein Ausbund von Sächlichkeit erschien, durchaus entgegensteht; wenn die tibetischen Frauen nur rein und gut gekleidet sind, meinte er, so könnten sie den Bereich mit ihren europäischen Schwestern wohl aushalten. Geradebühende, dunkelbraune Augen, fein geschnittene Gesichtszüge, eine gute Haltung und ein lebhaftes Benehmen unterscheiden sie vortheilhaft von den schüchternen Chinesinnen.

Auch die Männer werden als groß, schlank und schön geschildert. Das größte Lob wird aber doch den Frauen gespendet. „In einem Lande, in dem jede Familie einen oder zwei Söhne der Priesterchaft weilt, ist die Frau ein sehr werthvolles Mitglied des Haushaltes. Sie melkt das Vieh, bevor es frühmorgens auf die Weide geschickt wird, und Abends, wenn es zurückkehrt, sie nimmt das 2 1/2 Fuß lange Wasserfaß auf den Rücken und läuft zum nächsten Fluß, um das Wasser für den Tagesbedarf zu holen, sie bereitet das Essen, sie webt das Tuch, sie sorgt für alles Andere im Haushalt und sie verrichtet auch die nöthige Landarbeit. Sind keine Männer in der Familie, oder sind diese anderswo beschäftigt, so besorgt sie auch als Treiberin die Viehtransporte und forat unterwegs für ihre richtige Behandlung. Die Macht des Priestertums wird natürlich überall im Lande bemerkbar. Die Lamaklöster sind eigentlich riesige Handelsknotenpunkte; sie haben ein thatsächliches Monopol dafür, das ihren Reichthum zum großen Theil erklärt. Daneben haben sie noch andere Einnahmequellen. Der persönliche Besitz jedes Laien fällt nach seinem Tode an das Lamakloster. Ist ein Tibaner in Selbsthölle, so leitet er zu ungeheuren Füssen bei dem Lamakloster. Kann er Kapital und Finsen nicht zurückbekommen, so fällt er mit seinem Lande in die Hände des Gläubigers, und es werden auf diese Weise ganze Familien „Leute des Lamaklosters“, mit anderen Worten Sklaven.“

Neuer Ausstellungs-Clou.

Der phantasievolle englische Erfinder Sir Hiram Maxim hat eine magische Riefentafel konstruirt, die der Hauptangelegenheitspunkt einer kommenden Ausstellung werden dürfte. Es ist eine Hohltafel mit einem Durchmesser von 50 Fuß; sie ist für 50 Besucher berechnet. Das Magische an der Tafel besteht darin, daß sie scheinbar das Gesetz der Schwerkraft aufhebt, wodurch phantastisch-komische Effekte a la Jules Verne erzielt werden. Die Dinge erscheinen uns ver-tikal nur vermöge des Gesetzes der Schwerkraft, gelangt es, die Schwerkraft durch die Centrifugalkraft zu neutralisiren, so glaubt man die Dinge verikal zu sehen. Da der Boden der Tafel wie eine Schüssel gebaut ist, so gravitiren die Besucher nach ihrem Centrum. Die auf einem Piedestal von 20 Fuß Höhe ruhende Tafel wird nun in Bewegung gesetzt; sie dreht sich mit einer Geschwindigkeit von 20 Meilen pro Stunde. Die Besucher haben während dieser Bewegung die Empfindung, daß sie ruhig dastehen; denn sie drehen sich nur mit der Tafel wie mit der Erde. Eine richtige Orientirung ist unmöglich, da die Tafel keine Fenster hat. Dagegen hat die Beseltigung der Schwerkraft durch die Centrifugalkraft die Wirkung, daß die Personen nicht senkrecht auf dem Boden der Tafel, sondern waagrecht auf deren Wänden zu stehen scheinen. Und zwar glaubt das jeder von den anderen, während er sich selbst in normaler Position wähnt. Maxim gebent den komischen Effekt, daß die Leute wie fliegen an den Wänden zu stehen scheinen, zu erhöhen, indem er die Tafeldecke aus Spiegelglas konstruirt. So wird alles doppelt erlebbar werden. Ein Teil des Bodens soll als Rollschuhbahn eingerichtet werden; ohne sich zu bewegen, wird man auf senkrechten Rollschuhen an das andere Ende der Tafel getrieben werden. Die Ausstellung der Tafel dürfte im Jahre 1907 erfolgen.